

FRIEDR: EBERH: VON ROCHOW

auf Reckan

geb. d. 11. Octob. 1734. gest. d. 16. May 1805.

S. Halle sc: Berol: 1796.

Gemeinnütziges Volksblatt,

herausgegeben

von der

Märkischen Oekonomischen Gesellschaft

zu Potsdam.

Dritter Jahrgang.

Januar 1800.



Mit

einer Vorrede begleitet

von

Friedrich Eberhard von Rochow

auf Reckan.

Potsdam,

Verlegt bey Carl Christian Horvath.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ
6566
010791
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ
½

Liebe Landleute!

Zu euerm Besten soll dieses gemeinnützige Volksblatt vorzüglich dienen. Es ist deutlich und wohlfeil. Wer unter euch lesen kann, findet darin vieles, was ihm zu wissen nöthig ist. Wer nicht lesen kann, der kann es vorlesen hören. Es enthält die gesammelten Erfahrungen verständiger Menschen und Landwirthe. Besonders sind die Auszüge aus dem allgemeinen Preußischen Landrecht für euch sehr wichtig. Dadurch erfahrt ihr eure Pflichten sowohl als eure Rechte.

Das allgemeine Landrecht selbst zu kaufen, würde, weil es ein weitläuftiges Buch ist, euch viel zu theuer seyn. In den gemeinnützigen Volksblättern erhaltet

ihr

ihr es in einem kurzen Auszuge, so weit es euch angehet.

Auch wird man dafür sorgen, daß in Zukunft ein Auszug aus den Strafgesetzen, nebst den auf jedes Verbrechen festgesetzten Strafen, darin sey, damit niemand sich mit Unwissenheit entschuldigen könne. Wenn ihr nun den guten Rath, den ihr in den gemeinnützigen Volksblättern findet, benutzt und befolget, euch vor den Verbrechen und ihren Strafen, nebst den Eurigen wohl hütet, so könnten diese Blätter euern Wohlstand erhöhen, euch ein sicheres und geruhiges Leben verschaffen, und die geringe Ausgabe dafür, reichlich wieder einbringen.

Friedrich Eberhard von Rochow
auf Reckan.

Gemeinnütziges Volksblatt.

Januar 1800.

I. Gesetze, die Vormundschaften betreffend.

Personen, welchen Vormünder bestellt werden müssen, sind Minderjährige nach dem Tode der Eltern; Wahn- und Blödsinnige; gerichtlich erklärte Verschwender; Taub- und Stummgeborne, die ohne väterliche Aufsicht sind; Abwesende, deren Aufenthalt unbekannt ist.

Die Verwandten solcher Personen müssen in vorkommenden Fällen, wo nach den Gesetzen eine Vormundschaft angeordnet werden muß, den Richtern Nachricht davon geben, und machen sich, wenn sie diese Anzeige vorsätzlich unterlassen, verantwortlich. Prediger, Dorfgerichte, und andere, deren Pflicht es ist, die vorkommenden Todesfälle anzuzeigen, auch Zunftältesten und andere Mitbürger, die mit dem Verstorbenen in näherer Verbindung gestanden haben, sind schuldig, der Obrigkeit Nachricht zu geben, wenn eines Vormundes benöthigte Personen vorhanden sind.

Der Richter bestellt den Vormund, wobey Rücksicht genommen wird, zuerst auf die vom Vater dazu ernannten Personen; dann auf die Mutter

der Unmündigen; in Ermangelung derselben auf die nächsten Blutsverwandten, unter denen der Richter die Auswahl hat; hernach auf die Mitglieder der Innungen und Zünfte, welche die Vormundschaft über die Waisen ihrer Zunftgenossen vorzüglich übernehmen müssen. Wer ohne gegründete Ursache eine Vormundschaft zu übernehmen sich weigert, kann von dem Richter durch verhältnißmäßige Geldstrafen dazu angehalten werden.

Von Uebernehmung der Vormundschaften sind frey: wer über sechzig Jahre alt ist; wer anhaltend kränklich ist; wer fünf oder mehr unversorgte Kinder hat; wer schon eine wichtige oder zwey mit Vermögensverwaltung verknüpfte Vormundschaften hat.

Die Sorge des Vormundes erstreckt sich sowohl auf das körperliche als moralische Wohl der Unmündigen. Diese müssen eine ihrem Stande, Vermögen, Fähigkeiten und künftiger Lebensart gemäße Erziehung bekommen. Der Richter bestimmt, bey wem sie erzogen werden sollen, kann aber die nächsten Verwandten nicht ohne erhebliche Gründe übergehen; er setzt auch die Kosten der Erziehung fest. Verschwender muß der Vormund zur Thätigkeit, und bey fortgesetzter Ausschweifung, mit Genehmigung des Richters, durch Zwangsmittel zur ordentlichen Lebensart anhalten. Blödsinnige müssen so in Aufsicht seyn, daß sie sich und andern nicht schaden können.

Der Vormund muß sofort für die Aufnahme eines Verzeichnisses von dem Vermögen sorgen, worüber ihn der Richter weiter zu belehren hat. Er muß sorgen, daß nichts vergessen, übersehen oder gar unterschlagen werde; er muß das Vermögen mit gleicher Sorgfalt als sein eigenes verwalten;

Mobi-

Mobilien darf er weder ohne Vorwissen des Gerichts verkaufen, noch für seinen Pflegbefohlnen aufbewahren; baare Gelder muß er in gerichtliche Verwahrung abliefern; Kapitalien darf er eigenmächtig weder aufkündigen, noch ausleihen, muß aber Gelegenheit suchen, sie sicher und nutzbar unterzubringen; er muß die Zinsen einziehen und allenfalls einklagen; er darf sich eigenmächtig in keinen Prozeß oder Vergleich einlassen; Grundstücke darf er ohne richterliche Genehmigung weder verkaufen, noch für seinen Pflegbefohlnen ankaufen, auch keine neue Baue und Hauptreparaturen vornehmen. Fällt dem Unmündigen eine Erbschaft zu, so muß er es sofort dem Gerichte anzeigen.

Jeder Vormund muß jährlich dem Gerichte Rechnung ablegen, spätestens innerhalb dreyer Monate nach Ablauf des Rechnungsjahres. Die Rechnung muß ein vollständiges Verzeichniß der Einnahme und Ausgabe nebst den Belägen enthalten. Er kann für seine Bemühung keine Belohnung fordern, wenn nicht der Erblasser sie ihm selbst ausgesetzt hat, oder er das Vermögen und die Einkünfte beträchtlich vergrößert hat, oder die Vormundschaft mit einer beschwerlichen Verwaltung verknüpft ist, und von den Einkünften ein ansehnliches erübriget wird; oder wenn bey Vormundschaften über Abwesende und Blödsinnige von den Einkünften des Vermögens, nach Abzug der Ausgaben ein reiner Ueberschuß bleibt.

Die Vormundschaft über Minderjährige hört mit Ablauf des vier und zwanzigsten Jahres auf. Vor zurückgelegtem achtzehnten Jahre bey Personen weiblichen, und vor zurückgelegtem zwanzigsten Jahre bey Personen männlichen Geschlechts findet keine Majorennitätserklärung statt.

Durch die Verheirathung der Unmündigen wird die Vormundschaft nicht aufgehoben. Dem Ehemanne einer Unmündigen kommt der Nießbrauch und die Verwaltung ihres eingebrachten Vermögens und der unbeweglichen Güter zu; Kapitalien aber kann er nicht in die Hände bekommen, ohne hinlängliche Sicherheit zu stellen.

Der Vormund ist schuldig längstens innerhalb zweyer Monate nach geendigter Vormundschaft die Schlußrechnung einzureichen, mit welcher dem Pflegbefohlnen zugleich das Inventarium, die Jahrsrechnungen und die Vormundschaftsakten von den Gerichten vorgelegt werden. Er kann Erinnerungen gegen die abgelegten Rechnungen machen, und muß nach erfolgter Ausantwortung des Vermögens den Vormund und das vormundschaftliche Gericht gerichtlich quitiren.

II. Von dem Schaden, den die Schweine und Gänse auf den Hütungen anrichten.

Die Schweine haben an den meisten Orten einen Antheil an den öffentlichen Hütungsplätzen, und er kann ihnen auch, da sie zur Zahl der nutzbaren Wirthschaftsthiere gehören, nicht füglich versagt werden. Inzwischen ist der große Schade, den sie auf der Weide anzurichten pflegen, offenbar, daher ist es um desto nöthiger, gewisse Vorsichten zu beobachten, wodurch dies verhütet werden kann.

Das größte Unheil, welches sie stiften, geschiehet durch das ihnen so sehr gewöhnliche Brechen und Wühlen, wodurch sie die Grasnarbe zerstören, und dadurch dem andern Viehe die Weide auf lange Zeit verderben. Rathsam ist es also, sie von den

für

für die übrigen Vieharten gewidmeten Weideplätzen zurück zu halten, und ihnen eigene für sie bestimmte Weideörter anzuweisen. Da aber dies nicht füglich an allen Orten geschehen kann, so müssen die Schweine, wenn sie auf die Rasenhütungen getrieben werden, geringelt werden. Dies Ringeln besteht darin, daß ihnen ein Ring von Drath durch die Nase gezogen wird. Wenn sie nun brechen wollen, verursacht dieser Ring ihnen Schmerzen und hält sie davon ab.

Auch auf der Ackerweide richten die Schweine durch Brechen und Wühlen großen Schaden an, wenn der Hirte sich allzulange mit ihnen an einem Orte aufhält, und sie nicht weiter treibt, sobald er merkt, daß sie brechen wollen. Man sollte denken, daß die Feldhütung dadurch keinen Schaden leiden könnte, weil der Acker ohnedem mit dem Pfluge wieder umgekehrt werden muß; allein auf der Brache muß das unter dem Getreide wachsende Gras dem Viehe nicht nur in den Stoppeln, sondern auch im künftigen Jahre einen großen Theil des Sommers hindurch zur Nahrung dienen. Ist nun den Schweinen das Brechen, wozu sie besonders in fetten Aeckern wegen der darin befindlichen Maden und Würmer geneigt sind, nicht verwehrt; so ist die natürliche Folge, daß auf solchen Wühlstätten in dem folgenden Frühjahre weder tüchtiges, noch genugsames Gras wachsen könne.

Das erste Behüten der Stoppeln mit den Schweinen muß, wenn es für das andere Vieh nicht nachtheilig seyn soll, mehr ein bloßes Ueberlaufen, als ein wirkliches Weiden seyn. So lange die Schweine noch Körner und Aehren finden, brechen sie den Boden nicht auf; sind aber dergleichen nicht mehr vorhanden, so fangen sie an zu brechen,

und dann muß das Belaufen der Stoppeln sogleich eingestellt werden.

Unter allen Vieharten ist keine, die den Hütungsplätzen so nachtheilig werden kann, als die Gänse, und doch findet man auf dem Lande in keinem Stücke mehr Unordnung, als in der Gänsehütung. Die schönsten Anger sind öfters damit überspreitet, und die Gänse verunreinigen das darauf für alle Vieharten wachsende Gras durch ihren Koth und Federn, die sie allenthalben darauf fallen lassen, und verekeln dadurch dasselbe den weit nützlichern Thieren. Den Rasenhütungsplätzen sind sie besonders schädlich, weil sie nicht allein das darauf etwas höher wachsende Gras mit ihren breiten Füßen zu Schanden treten, sondern weil auch dasselbe durch ihren scharfen Koth gleichsam versengt und gelblich wird.

Ueberhaupt ist das Gänsehalten hauptsächlich an solchen Orten rathsam, wo viel Wasser in der Nähe vorhanden ist, weil sie mehr von den darin befindlichen Fischen, Würmern und Grasgewächsen, als von der gewöhnlichen Weide, ihre Nahrung nehmen. An solchen Orten darf man diesen Thieren nur gewisse Hütungsplätze aussetzen, alle übrige Rasenhütungen aber von ihnen verschonen lassen. Diese Plätze dürfen eben von keinem großen Umfange seyn, indem sie mehr zu ihrer Abtrocknung und Musterung, als Nahrung dienen. Eine Gans, die genugsames Wasser hat, kehrt sich an den Unterhalt, den sie außer demselben hat, nur wenig, sondern eilet bald, nachdem sie sich abgetrocknet hat, nach dem Wasser wieder zurück.

Obgleich die Gänse auf der Ackerweide auch nicht viel gutes stiften, so ist doch der Schade, den sie hier anrichten, nicht so merklich, als auf den

Rasen-

Rasenplätzen. Wo die Weide für das Rind- und Schaafvieh bestimmt ist, müssen die Gänse auch auf dem Acker nicht eher geduldet werden, als bis die andern Vieharten bereits das ihrige genossen haben. Die bey dem Erndtegeschäfte ausfallenden vielen Körner haben es auch in Ansehung der Gänse zur Gewohnheit gemacht, daß die Stoppeln mit ihnen betrieben werden, damit dasjenige, was die Schweine zurückgelassen haben, nicht umkomme. Gewiß ist es auch, daß die Stoppelhütung den Gänsen oft die halbe Mast giebt, und daß sie weit leichter, als diejenigen, die keine Stoppelweide genossen haben, fett werden. Indessen muß dies ebenfalls mehr ein Ueberlaufen der Stoppeln, als eine ordentliche Behütung seyn. Denn wollte man diese Thiere auch noch nachher, wenn die Körner aufgezehrt sind, unter den andern Vieharten in den Stoppeln mit weiden lassen, so würden daraus eben die nachtheiligen Folgen entstehen, die vorhin bey der Rasenhütung bemerkt sind.

Die Dreschäcker (Aecker, die wegen ihrer schlechten Beschaffenheit, oder weil sie nicht den gehörigen Dünger erhalten können, unbeackert nnd unbesäet liegen bleiben) sind es eigentlich, die auf der Feldweide für die Gänse bestimmt werden müssen; doch muß man dabey allemal auf die Nähe des Wassers Rücksicht nehmen, weil es sonst mit der ganzen Gänsezucht schlecht ablaufen würde.

III. Die beste Behandlung der Pferde bey den Druse.

Wenn junge Pferde in die Druse zu fallen scheinen, oder sie schon wirklich haben, so werden folgende

gende aus der Erfahrung gesammelte Regeln, nicht nur überhaupt, sondern auch besonders in diesem Falle sehr dienlich seyn. 1) Man halte das Pferd warm. 2) Man lasse es täglich ausreiten, aber nur im Schritt, daß es sich nicht erhitze, und lasse das Pferd den Kopf herunter hängen, wie es selbst will. 3) Wenn es vom Ausreiten zurück kommt, so gebe man ihm etwas Heu von der Erde weg zu fressen, und stecke es ihm nicht in die Raufe. 4) Man tränke es mit verschlagenem Wasser. 5) Alle Morgen und Abend gebe man ihm einen Löffel voll Drusenpulver. 6) Bey guter Witterung lasse man das Pferd auf reinen und gesunden Flecken grasen, und wenn junge Disteln zu haben sind, so füttere man solche auch.

Diese Behandlung, wenn die Druse anders gutartig und fließend ist, wird hinlänglich seyn, das Pferd auszukuriren, und gewiß tüchtig und brauchbar zu machen. Ist die Druse aber stockend, so müssen noch andere Mittel zur Hand genommen werden. So kann man z. B. Gerste kochen, noch warm, aber nicht heiß, in einen Futterbeutel, dergleichen die Kavallerie hat, schütten, und dem Pferde an den Kopf hängen, damit der Brodem in die Nasenlöcher ziehe, und die stockende Druse zum Fließen komme.

Man kann auch dergleichen Pferd täglich drey bis viermal mit Zucker räuchern, nachdem man den Kopf desselben mit einem Sacke bedeckt hat. Dabey halte man das Pferd warm, reite es täglich etwas herum, und gebe ihm auf jedes Futter einen Löffel voll Sadebaumpulver; dieses Pulver wird auf folgende Art zubereitet. Man thue in einen Topf zu unterst eine Handvoll Salz und dann eine Handvoll Sadebaum, fahre so abwechselnd mit

Salz

Salz und Sadebaum fort, und thue oben wieder Salz darauf. Dann setze man einen passenden Deckel auf den Topf, verklebe ihn wohl mit Leimen, und setze ihn in einen Backofen, nachdem das Brod herausgenommen worden, drey Stunden lang. Hierauf reibe man alles zu einem feinen Pulver.

Folgendes Mittel soll besser wirken, als alle andere sonst bekannte Drusenpulver. Man nehme Weinsteinsalz zehn Loth, rohes Spießglas zehn Loth, Wachholderbeeren zwey Loth, Sadebaum vier Loth und griechisch Heu auch vier Loth. Man pulverisire alles und mische es wohl unter einander. Im Frühjahre und Herbste giebt man jedesmal fünf bis sechs Tage nach einander, früh auf das erste Futter, so viel als man mit drey Fingern fassen kann. Man muß aber bey dem Gebrauche sich vorsehen, daß das Pferd es nicht aus der Krippe blase. Statt des Naßmachens ist es besser, das Pulver mit gehackten Disteln oder anderm grünen Futter zu vermengen.

Unter die übeln Folgen einer nicht gründlich kurirten Druse gehört vornehmlich, daß viele Pferde deswegen viel leichter verschlagen. Dieses Uebel kommt oft vor, und man muß demselben vorzubeugen, oder doch zu verhindern wissen, daß es nicht bis zu unheilbaren Krankheiten einwurzele. Zur Vermeidung des Verschlagens trägt viel bey, wenn ein rein ausgedrusetes Pferd alle halbe Jahre rohes Spießglas bekommt, und nach dessen Gebrauch eine Ader geöffnet wird. Einige Tage nachher wird ihm folgende Pille eingegeben. Man nimmt Alantwurzel, Lorbeeren, Myrrhen, Rhabarber, Aloe, Entianwurzel, Wachholderbeeren, von jedem vier Loth, pulverisirt alles, und macht es mit Honig und Baumöl zu einem Teige, aus welchem man

Pillen

Pillen verfertigt, jede zu drey Loth. Dergleichen Pillen muß man beständig vorräthig haben. Bekanntermaßen muß man die Pferde, wenn sie stark erhitzt sind, nicht gleich in den Stall ziehen, noch weniger ihnen zu fressen und zu saufen geben. Es ist auch gut, eine Hand voll Salz in das Wasser zu rühren, ehe man die Pferde saufen läßt.

Die Pferde können leicht verschlagen, wenn sie bey großer Hitze sehr angegriffen werden. Dergleichen Pferde fressen im Anfange öfters gut, so daß man ihnen nichts ansiehet, wenn man nicht genau mit diesem Zufalle bekannt ist. Ein Merkmahl ist, daß man um das Maul eine ungewöhnliche Hitze merkt, und dem Pferde etwas schläfriges ansiehet. Das erste, was man mit solchen Pferden vorzunehmen hat, ist dieses, daß man ihnen die Fesseln mit dünnen Strohseilen festbindet, damit das Uebel nicht in den Huf kommt, aus welchem es schwer wieder herauszubringen ist. Zugleich giebt man eine von obigen Pillen und läßt die Ader unter der Zunge, auch im Schweife aufmachen, das Pferd warm zudecken und einen halben Tag fasten. Zwölf Stunden hernach bekommt das Pferd wieder eine Pille, und den andern Tag werden die Sporadern geöffnet, auch das Drusenpulver täglich früh und Abends gegeben. Hiermit wird drey Tage fortgefahren, binnen welcher Zeit die Beine mit warmem Bier, worin etwas Salz und Fett zerlassen ist, fleißig gewaschen werden. Hierauf werden die Strohseile abgenommen, und nun kann dem Pferde eine Purganz eingegeben werden, nach deren Wirkung man noch einige Tage mit dem Gebrauch des Pulvers fortfährt, auch das Pferd zu gelinder Arbeit im Zuge oder zum Reiten gebrauchen kann. Wenn dies Verfahren in Zeiten beobachtet wird,

wird das Verschlagen gründlich kurirt, ohne daß üble Folgen weiter zu befürchten seyn sollten.

IV. Ein ehrlicher Mann macht keine Schulden, die er nicht wieder bezahlen kann.

Hans war unter etlichen Söhnen eines armen Landmanns der jüngste und erhielt gerade eine solche Erziehung, wie sie seyn mußte, um ein ehrlicher Mann zu werden. Sobald er laufen konnte, ließ man ihn draußen in Gras, Thau und Regen sich herum wälzen, und es war ihm eine Kleinigkeit, im Winter barfuß durch den Schnee zu springen. Als er größer wurde, mußte er, sobald der Tag nur grauete, heraus, und arbeiten bis in die sinkende Nacht. Arbeit stärkte seinen Körper, und durch Mangel wurde er gewöhnt, mit wenigem zufrieden zu seyn. Seine Eltern starben, und er hatte nichts von ihnen, als sein heiteres offenes Gesicht und den frohen Muth, der sich gemeiniglich bey einer Lebensart findet, wo man nichts verlieren, wohl aber viel gewinnen kann.

Ein begüterter Bauer nahm ihn als Knecht auf, und nun hatte es keine Noth mehr mit ihm. Er hielt sich gut, war an den Werktagen in seiner Arbeit treu und unermüdet, und am Sonntage that er auch, was er sollte. Was er da las und in der Kirche hörte, das wendete er an, sich zur Erfüllung seiner Menschen- und Christenpflichten noch mehr aufzumuntern. Dabey war er lustig und sang frohen Muths sein Liedchen im Pfluge, oder auf der Tenne.

So ging es etliche Jahre; dann dachte er auf eine Braut, und bald hatte er eine. Er selbst hatte

sich

sich ein Stück Geld erspart, und seine Braut ein Bette. Mit Liebe gegen einander und in der ungezweifelten Hoffnung, daß sie sich, unter Gottes Segen, durch Fleiß und Arbeit wohl ernähren würden, fingen sie eine eigene Haushaltung an. Sie kauften ein kleines Gütchen, zahlten darauf ab, was sie hatten, und heiratheten einander. Nun waren sie glücklich, sie liebten einander herzlich, und alle Jahre hatten sie ein Pfand ihrer Liebe. Hans verdoppelte seinen Fleiß und strengte alle Kräfte an, die immer mehr fordernde Haushaltung als ehrlicher Mann zu besorgen, und es wenigstens am nothwendigsten nicht fehlen zu lassen. Allein sein Weib konnte ihn nach gerade nur wenig unterstützen. Sie mußte das Haus und die Kinder in Acht nehmen, und die ganze Last der Arbeit fiel nun auf ihn. Oft mußte er Tagelöhner haben; dies vermehrte seine Ausgaben, und mit diesen wuchsen seine Sorge und sein Kummer. Alle sein Bemühen, sich empor zu schwingen, war vergebens; er sahe nichts Gutes vor sich. Das Frohe und Heitere in seiner Miene verlor sich; wo er ging und stand, sann er nach, staunte, wollte seinen Gram verbergen, und zeigte ihn nur deutlicher.

Eines Tages, nachdem sie ihr Abendbrod verzehrt hatten, setzte er sich in die Ecke, rieb seine Stirne, war unruhig und seufzte laut. Als sein Weib, die ihre Kinder ins Bette gebracht hatte, das hörte und sahe, und ihn gar nicht so fand wie gewöhnlich, nahete sie sich ihm mit freundlicher Miene und sagte: Was fehlt dir, Vater? — bist du nicht gesund? Ist dir nicht wohl?

Nein, antwortete er, gesund bin ich, Gott Lob! da fehlt es nicht; aber da liegt mir eine Last auf dem Herzen, die mich alle Tage stärker und

tiefer

tiefer drückt; wenn ich die wegwälzen könnte, so wäre mir wieder wohl wie zuvor.

Sie setzte sich zu ihm. Was ist es denn, Vater? Sprich, kann ich dir helfen? Laß es mich wenigstens wissen, was dich beunruhiget.

Wohl, wir sind allein; ich hätte dir es schon gesagt, aber ich weiß nicht was, hielt mich zurück. Es war mir oft auf der Zunge, und dann schwieg ich wieder und sann nach, ob ich kein Mittel ausfindig machen könnte, ob ich es nicht allein thun könnte; aber ich weiß mir nicht zu helfen.

Du hast Schulden?

Noch nicht mehr, als zum Vergüten da ist.

Nun, was quälst du dich denn?

Nicht darum. Aber wegen der Zukunft. Unser Erübrigtes ist weg, und wenn es länger geht, so trifft es unsern Schuldherrn — und ich bliebe doch so gern ein ehrlicher Mann.

So müssen wir uns nur ein wenig mehr einschränken. Hättest du es doch eher gesagt; ich hätte mich darnach gerichtet, und du wärest des Kummers frey geblieben.

Ja freylich! Aber du siehest wohl, so lange man sich selbst zumessen kann, so nimmt man allemal eher mehr als weniger, besonders wenn man ohne das schon klamm lebt, wie wir.

Weißt du etwas besseres?

Wenn du es zufrieden wärest?

Warum nicht, wenn du es auch bist.

Höre, Mutter, ich stellte gern unserm Schuldherrn mein Gütchen wieder heim, ehe er etwas verlieren müßte.

Ja, mein Gott! und was dann? wohin dann?

Irgend eine Hütte beziehen, wo wir vor dem Regen gedeckt, und gegen Frost und Kälte geschützt

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ

sind. Ich bin stark, ich kann bey den Bauern um das Tagelohn arbeiten, so habe ich zu essen, und habe auch Lohn, womit du dich mit den Kindern behelfen kannst. Daneben giebt es dann und wann auch etwas, das man dem Tagelöhner mit nach Hause giebt; und nach dem Feyerabend noch eine Bürde Reis zu sammeln und Holz, das kann ich immer auch, daß wir keins kaufen dürfen.

Aber es ist noch um einige Jahre zu thun, so kommen dir unsere ältesten Söhne zu Hülfe, und wenn es bis dahin mit uns etwas zurückgegangen wäre, so wäre es doch wieder einzubringen, und wir behielten unser Gütchen.

Wenn man aber einmal dahinten ist, so hält es schwerer, als du meinst, wieder vorwärts zu kommen. Und wenn ich unterdessen stürbe? was hätten unsere Kinder dann? Der Fluch des Schuldherrn würde ihnen das Andenken an ihren Vater vergiften, und unser Grab wäre wahrlich keine friedliche Ruhestätte für uns.

Thue, was du willst, Vater! bleibst du nur gesund, ich kann mich in alles schicken.

Siehe, Mütterchen, es war eine Zeit, wir hatten nichts, du und ich. Denke, es sey wieder so. Sind unsere Kinder zur Arbeit tüchtig, so giebt es hier und da ein Lehngut, und wir können von vorn anfangen und etwas erwerben, so daß wir im Stande sind, eins zu erkaufen. Und sterben wir eher — je nun, so wird Gott für unsere Kinder sorgen, wie er für ihre Eltern auch gesorgt hat.

In Gottes Namen denn!

Hans sprang auf, als hätte man ihm eine reiche Erbschaft angekündigt. Jetzt ist mir wieder wohl, recht wohl, sagte er. Ich hatte nichts und habe

wieder

wieder nichts, als meinen ehrlichen guten Namen und ein gutes Gewissen, Mutter! Morgen gehe ich hin und stelle unsere Schuld zurück, und suche uns eine kleine Wohnung. Jetzt laß uns zu Bette gehen; ich kann nun wieder schlafen; so lange habe ich es nicht gekonnt.

Mit Anbruch des Tages ging er hin, übergab Haus und Hof seinem Schuldherrn, der über seine Redlichkeit erstaunte und ihm ungern willfahrte. Darauf bezog er eine armselige Hütte, arbeitete um das Tagelohn, und versorgte seine Haushaltung mit Holz. Seine Kinder wuchsen auf, wie er, in Armuth, stark und genügsam. Er empfing, nach manchen Jahren mühseliger Arbeit, ein wohlfeiles Lehngut, und brachte sich glücklich empor. In wenigen Jahren legten sie so viel zurück, daß sie es an sich kaufen konnten, und Hans hatte die Freude, alle seine Kinder brav zu sehen.

Einst sagte er an einem schönen Frühlingsmorgen zu seinem Weibe: Mir ist so wundersam zu Muthe, ich weiß nicht wie. — Die Vögel singen so schön, und es freut sich alle Welt. Ich will hinaus in den Wald und zum Zeitvertreibe ein Bündel Holz sammeln.

Laß das jetzt, sagte sie, du hast es ja nicht nöthig!

Aber ich kann mich so wieder meines sonstigen Zustandes erinnern; das Andenken daran macht mir mehr Freude als alles. Lebe wohl, Mutter!

Behüte dich Gott, Vater!

Er ging und sang vor sich hin: wer Gott vertraut, hat wohl gebaut ꝛc. Ueber eine kleine Weile machte ein Kind Lärmen. Man lief zu und fand ihn an der Erde, rücklings an seine Bürde gelehnt, die Lederkappe in seinen gefaltenen Händen, das

Gesicht zum Himmel emporgerichtet — und er war verschieden.

V. Das Pelzwerk vor Motten zu bewahren.

Das sicherste Mittel, die Motten vom Pelzwerk abzuhalten, ist, daß man es, wenn man es nicht mehr braucht, tüchtig ausklopft, und eine Zeitlang bey Tage an die Luft hängt. Am Tage kommt der Schmetterling, welcher die Motteneyer legt, nicht hinein. Man lasse dann zu den Pelzen und Muffen besondere Futterale von Pappe machen, die nicht mit Kleister, sondern mit Leim zusammen gefügt sind, und die einen genau schließenden Deckel haben. Inwendig werden sie mit glattem türkischen Papier überzogen. In ein solches Futteral wird der Pelz gelegt, der Deckel darauf gesetzt, und die Fuge mit einem Leinwandstreifen verleimt.

Oder: Man wickelt jedes Stück Pelzwerk besonders in ein leinenes Tuch, wovon es ganz bedeckt seyn muß, und legt alles zusammen in einen Kasten von Kiehnenholz, welches Holz die Motten vor allem andern vermeiden. Die wohl zugemachten Kasten werden in eine trockene Kammer, oder Gewölbe auf Brettern gesetzt. Alle sechs Wochen bringt man das Pelzwerk an die frische Luft und klopft es aus, worauf man es wieder in leinene Tücher geschlagen in den Kasten legt, und diesen an seinen vorigen Ort setzt.

Oder: Man nehme vom Brunnenmacher Bohrspähne, die aus den kiehnenen Brunnenröhren ausgebohrt werden, und lege sie zu dem Pelzwerk, das man vor den Motten schützen will, und dann ist es vor diesen schädlichen Insekten gesichert.

Oder:

Oder: Man nehme einen Theil Terpentinöl und zwey Theile Weingeist, und mische beydes wohl unter einander. Hiemit befeuchte man einen Bogen Papier, oder ein altes Stück wollenes Zeug, und stecke es zwischen die Falten der Kleider oder Pelze, welche man vor den Motten verwahren will. Terpentinöl giebt keine Flecken, man hat also nicht zu befürchten, daß es den Kleidern Schaden bringen wird. Noch sicherer ist es, wenn man das Pelzwerk ganz in dergleichen mit diesem Oel getränkten Papier einschlägt, und in jeden Ermel ein Stück davon steckt. Der starke Geruch tödtet alle Motten, und macht, daß die Eyer platzen. Da im April und May die Motten gewöhnlich aus den Eyern auskommen, so muß man dieses Mittel hauptsächlich zu dieser Zeit gebrauchen, wiewohl es in jedem Monate seine Wirkung thut. Flöhe und Wanzen können durch dieses Mittel ebenfalls vertrieben werden.

VI. Mit wenigen Kosten auf eine leichte Art Spargel anzulegen.

Der Spargel ist mit wenigen Kosten zur großen Vollkommenheit zu bringen, wenn man ihn aus gutem Samen ziehet. Man mache eine drey Viertelellen tiefe Grube, einen Fuß ins Gevierte groß, schütte in dieselbe einen Blumentopf voll guten vermoderten Mist, bringe ein paar Zoll hoch gute Gartenerde darauf, lege im Frühjahre auf diese Erde drey Samenkörner, und bedecke sie wieder einen Zoll hoch mit Erde. Wenn sie alle drey aufgegangen sind, und die Pflanzen vier Wochen gestanden haben, so zieht man die beyden schwächsten davon

aus und läßt die stärkste stehen. Bey Mangel des Regens und heißem trockenen Wetter muß man sie fleißig begießen. Im Herbste nimmt man wieder verrotteten Mist, umlegt damit die Pflanzen, und zwar so hoch, als ohngefähr die Hälfte ihrer Höhe austrägt, und legt einen Zoll hoch Erde über den Mist. Das Kraut von der Pflanze schneidet man nicht ab, sondern läßt es daran sitzen. Nun ist die Grube ohngefähr wieder halb voll.

Im folgenden Frühjahre lockert man die Erde wieder auf, doch ohne den Pflanzen zu nahe zu kommen, und diese werden im zweyten Jahre schon über eine Elle hoch wachsen. Das Begießen muß auch im zweyten Sommer bey anhaltender Dürre nicht versäumt werden. Im folgenden Herbste macht man die Grube mit klarem verrottetem Dünger und guter Gartenerde dem andern Erdboden gleich, und schneidet das Kraut eine Viertelelle hoch über der Erde ab.

Im dritten Frühjahre gräbt man das ganze Beet vier Zoll tief um, und hält es den Sommer über vom Unkraut rein. Im Herbste belegt man eine jede Spargelpflanze mit einem Blumentopf voll verrotteten Düngers, beschüttet ihn mit guter Gartenerde, und erhöhet das ganze Beet eine Viertelelle mit solcher Erde. Die Stengel werden wieder bis auf eine Viertelelle abgeschnitten, und dieses darum, daß die Wurzel, die anjetzt beynahe drey Viertellen tief liegt, durch die offenen Röhren etwas Zugang von der äussern Luft erhalten kann und damit die jungen Schößlinge im Frühjahre desto leichter durchdringen können. Auch ist die Spargelpflanze alsdann sehr wenig dem Verfaulen unterworfen. Nun wird das Beet, wenn man will, mit Brettern eingefaßt, und mit klarem Dünger wie Gartenland

bestellt

bestellet und umgraben; denn nun trifft keine Spitze des Grabscheides die Wurzel mehr, die zu tief liegt, um Schaden zu leiden. Man kann auch wohl auf die Spargelbeete etwas Spinat- und Sallatsamen ohne Nachtheil der Spargelpflanzen streuen.

Im vierten Frühjahre oder nach verflossenen vollen drey Jahren sticht man zum erstenmal den Spargel, und man wird von jeder Pflanze mehrere vier bis sechslöthige Stangen erhalten, wenn man diese Anweisung genau befolget.

Auf einem Beet von vier Fuß Breite und neunzig Fuß Länge kann man in zwey Reihen füglich ein Schock Pflanzen legen, und zwar dergestalt, daß die Pflanzenreihen drey Viertel Fuß vom Gange ab, und jede von der andern zwey und einen halben Fuß aus einander zu liegen kommen, die Pflanzen in den Reihen aber anderthalb Fuß von einander abstehen. Legt man sie nun nicht gerade gegen einander über, sondern ins Kreuz, so werden die Wurzeln einander nicht hindern. An Dünger wird etwa in drey Jahren ein gutes Fuder erfordert.

VII. Mittel wider das Schwitzen der Füße.

Das Schwitzen der Füße ist mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, sowohl wegen des übeln Geruchs, als auch deswegen, weil die Füße vom Schweiße oft wund gefressen werden. So lästig es aber auch ist, so ist es doch eine Wohlthat der Natur, und muß durchaus nicht gewaltsam vertrieben werden. Folgendes Mittel ist unschädlich und doch wirksam. Man streue alle Morgen etwas Roggen-

oder Weitzenkleye in die Strümpfe, welche nicht nur die Feuchtigkeit anziehet, sondern auch den Fuß kühlet. An jedem Abend wird diese feucht gewordene Kleye sorgfältig wieder ausgerieben, und die Strümpfe aufgehängt, damit sie die Nacht ganz trocken werden. Dadurch verhütet man nicht nur das Wundwerden der Füße, sondern auch die andern Personen höchst unangenehme Ausdünstung derselben, und verspürt nie einigen Nachtheil davon. Merkt man, daß die Füße durch den fortgesetzten Gebrauch dieses Mittels oder wegen kühlerer Witterung fast trocken werden wollen; so unterlasse man dasselbe so lange, bis man sich wieder dazu genöthigt findet. Werden die Füße einmal wund, so ist nichts besser, als daß man die wunden Theile beym Schlafengehen mit warmen reinem Talg von einem brennenden Lichte bestreicht.

Man nehme einen großen Badeschwamm, trenne ihn in der Mitte von einander, so daß er zwey Sohlen abgiebt, einen kleinen halben Finger dick. Diese Sohle wasche man einigemal aus, befeuchte sie mit Weinessig oder anderm guten Essig, drücke sie bis zum Trocknen aus und lege sie in die Strümpfe. Alle Abende wasche man diese Sohlen einigemal aus, drücke sie recht aus, befeuchte sie mit Essig, und lasse sie die Nacht über austrocknen, um sie des Morgens wieder in die Strümpfe zu legen.

VIII. Ueber das männliche und weibliche Geschlecht der Pflanzen.

Kaspar. Lieber Herr Redlich! Was lehren sie doch alles unsere Kinder! Da kommt mein Junge gestern

gestern nach Hause und erzählt mir ganz voller Freude, daß sie den Anfang gemacht hätten, die Botanik zu lehren. Ich frage erstaunt, was das für ein Ding ist. Er antwortet mir: das habt ihr freylich nicht gelernt, das ist die Kenntniß der Pflanzen und Gewächse; wir sollen alle Bäume, Kräuter und Gesträuche kennen lernen, die um unser Dorf herum wachsen; er hat uns auch gesagt, daß bey den Gewächsen sowohl Männchen und Weibchen sind, als bey den Thieren. Das will mir nun gar nicht in den Kopf. Was wollen Sie denn aus den Jungen machen? Sie sollen ja keine Prediger oder hochgelahrte Männer werden; Bauern sollen sie werden, wie wir und da müssen sie brav arbeiten lernen. Was hilft ihnen denn da all das gelehrte Zeug?

R. Seyd nicht bange, daß eure Kinder werden zu gelehrt werden. Sie sollen nur alles das lernen, was ihnen künftig einmal nützlich werden kann, damit sie recht gescheute Bauern werden, die ihre Arbeiten um desto besser und mit desto größerm Vortheil verrichten können.

K. Sie sollen also wohl gar gescheuter werden, als wir sind?

Herrmann. Sey doch stille, armer Kaspar, als wenn dein Sohn nicht jetzt schon gescheuter wäre, als du. Du kannst ja nur sehr langsam und stotternd lesen, kannst mit vieler Mühe einen Gesang aufschlagen, kannst weder schreiben noch rechnen. Dein Sohn lieset fertig, schlägt alle Gesänge und Sprüche geschwind auf, schreibt eine leserliche Hand, und rechnet dir es geschwind im Kopfe aus, wie viel zehn Scheffel und sieben Metzen Erbsen kosten, wenn eine Metze einen Groschen und neun Pfennige kostet.

K. Nun, ich glaube, daß das alles sehr gut ist; aber wozu wird ihm einmal die Kenntniß der wilden Kräuter und Pflanzen nützen? Wenn er weiß, was Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen und Wicken, Hirse, Flachs und Hanf sind, die er auf dem Felde bauen muß, wenn er Rüben, Kohl und die andern Gartengewächse kennt, die wir Bauern in unsern Gärten haben; so weiß er genug, und ich frage noch einmal, wozu nützt ihm das andere Zeug?

R. Wozu? ihr wißt doch wohl, daß es mancherley Gewächse und Kräuter giebt, die giftig und für Menschen und Thiere schädlich und tödlich sind? Kennt ihr sie alle?

K. Einige kenne ich wohl, aber freylich nicht alle.

R. Könnt ihr euch nun wohl dafür in Acht nehmen und Schaden verhüten? Wie vielen Menschen hat der Mangel dieser Kenntniß schon das Leben gekostet, da sie aus Unwissenheit giftige Kräuter, Wurzeln und Schwämme gegessen haben. Wie manches Stück Vieh hat sich an dem ihm vorgelegten Futter zu Tode gefressen. Wie manche Pflanze verachtet ihr als ein unnützes Unkraut, die doch einen sehr großen Nutzen hat. Wird euer Sohn nicht viel besser daran seyn als ihr? wenn er weiß, dies Kraut ist ein heilsames Arzeneymittel für Menschen oder Vieh, jenes aber ist giftig und den Menschen oder Thieren schädlich; nach dem Genusse dieses Grases, dieses Krauts geben die Kühe viele und fette Milch, jenes Kraut hingegen verursacht blaue oder blutige Milch. Und ist denn das nicht ein großer Nutzen, den eure Kinder durch diese Kenntniß erlangen, daß sie den lieben Gott in seinen Werken erkennen und bewundern lernen? Wenn sie aus

jeder

jeder Blume sehen, wie schön er alles gemacht hat, wenn sie sehen, wie viele und mancherley Pflanzen es giebt, wie kein Blättchen dem andern gleich siehet, wie alles von denselben seinen Nutzen hat. Da lernen eure Kinder den lieben Gott als den allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer kennen, und ehren, und was das Beste ist, auch lieben; wenn sie Gott lieben, so werden sie gewiß auch fromme und gute Menschen seyn.

Niklas. Vortrefflich, lieber Herr Redlich, daß Sie unsere Kinder alle die schönen Sachen lehren! Aber sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, was soll denn das mit den Männchen und Weibchen der Pflanzen seyn, wovon mir mein Junge auch erzählt hat? Es kann doch unmöglich ein solcher Unterschied seyn, wie bey den Hähnen und Hühnern, oder wie bey den Böcken und Schafen.

R. Freylich nicht ganz so, aber doch auf ähnliche Art. Wartet, ich will euch durch den Augenschein überzeugen. (Er geht in den Garten und kommt mit einer weißen Lilie wieder). Nun, seht her, Freunde! die sechs großen Blumenblätter heißen die Blumenkrone. Die sechs weißen Stielchen, welche oben gelbe Hämmer haben; jene heißen Staubfäden und diese Staubbeutel, und beyde machen die männlichen Befruchtungswerkzeuge oder das männliche Geschlecht aus.

K. Habe ich doch so was all mein Lebtage nicht gehört!

N. Ich auch nicht, Nachbar; aber wir haben leider auch vieles nicht gehört, was uns doch sehr nützlich gewesen wäre.

K. Die Fäden und Hämmerchen sehe ich wohl; aber warum man daraus das männliche Geschlecht machen will, das kann ich nur nicht begreifen.

R. Nur

R. Nur Geduld! Hier in der Mitte steht nun das weibliche Befruchtungswerkzeug, welches aus drey Theilen besteht: dem Fruchtknoten oder der grünen sechseckichten Säule da unten, dem Staubwege oder dem grüngelblichten Nagel, und der Narbe oder dem dreyeckigen Kopfe oben darauf.

K. Sie wollen mir was weiß machen; wie können Sie denn die Dinge männliche und weibliche Befruchtungswerkzeuge nennen?

H. Sey doch nur still! ich begreife die Sache auch noch nicht, wir müssen weiter hören.

R. Ihr seht doch da den gelben Staub, der an den Staubbeuteln hängt? das ist der Samenstaub oder Blumenstaub. Seht ihr auch, daß oben die Narbe rauh ist, und von einer klebrigen Feuchtigkeit glänzt?

K. Das sehe ich sehr wohl.

R. Dieser gelbe Staub wird nun vom Winde oder Regen, auch wohl von den Bienen und Schmetterlingen auf die Narbe gebracht, welche dadurch befruchtet wird. Wenn dies geschehen ist, werden die Staubbeutel welk und fallen ab, die Narbe und der Staubweg ebenfalls, der Fruchtknoten hingegen wächst und schwillt auf, der Same darin wird größer und zuletzt reif.

K. Aber werden Sie nicht böse, wenn ich immer noch sage, daß ich es nicht begreife, wie die Staubfäden und Hämmer das männliche und der Nagel das weibliche Befruchtungswerkzeug ausmachen sollen.

R. Das ergiebt sich daraus, daß der Fruchtknoten keine Frucht bringt, wenn der Staub nicht auf die Narbe gekommen und hineingedrungen ist. Bricht man die Staubbeutel ab, ehe der Staub auf die Narbe geflogen ist, so entstehet kein Same, oder

er geht doch nicht auf, weil der Fruchtknoten nicht befruchtet ist. Eben so wird keine Frucht und kein Same entstehen, wenn man den Staubweg und die Narbe abbricht, weil die Staubbeutel den Fruchtknoten nicht haben befruchten können.

K. Das wäre doch gar etwas wunderbares! Nun muß ich bald glauben, daß auch die Pflanzen männlichen und weiblichen Geschlechts sind.

N. Mir ist doch auch noch manches dunkel in der Sache. Da habe ich in meinem Garten ein Wachholderbäumchen, das trägt keine Wachholdern, ob es gleich im May recht schön blühet.

H. Und ich hatte ein paar in meinem Garten, die tragen Wachholdern in Menge, und man sieht sie im Frühjahre kaum blühen.

R. Das ist wieder ein anderes Ding. Der Wachholderstrauch gehört unter die Gewächse mit ganz getrennten Geschlechtern.

N. Was sind denn das für Gewächse?

R. Solche, wo männliche und weibliche Blüthen auf verschiedenen Gewächsen stehen.

N. Also wäre mein Baum männlichen Geschlechts und hätte männliche Blüthen?

R. Allerdings. Ihr werdet im May wohl gefunden haben, daß lauter kleine gelbe Klümpchen von der Größe einer Johannisbeere daran hängen, die eine erstaunende Menge von gelbem Staube enthalten, der aus den Staubbeuteln kommt.

H. Daher kommt es wohl, daß einem so viel gelbes Mehl auf den Schuhen hängen bleibt, wenn man um die Zeit durch die Wachholderbüsche geht.

R. Ganz recht. Ihr werdet finden, daß, wenn ihr an manche Wachholderbüsche stoßt, eine Wolke von gelbem Staube herausfährt, aus andern aber nichts, wenn ihr sie auch noch so sehr

schüt-

schüttelt. Jene haben bloß männliche, diese bloß weibliche Blüthen, die ganz klein, grün, sternförmig sind, aus welchen die Wachholdern entstehen.

N. Aber wie kommt der Blumenstaub von den männlichen auf die weiblichen Blüthen?

R. Der Wind führt diesen Staub von einem Baum zum andern, wenn sie nahe genug beysammen stehen; stehen sie aber zu weit aus einander, daß der Samenstaub nicht bis dahin fliegen kann, so trägt der Baum entweder gar keine oder doch nur wenige kleine unfruchtbare Wachholdern, die niemals aufgehen.

N. Nun ist mir es klar, warum ich niemals Wachholdern bekomme.

R. Ich will euch noch ein Beyspiel anführen, woraus ihr ganz deutlich sehen könnet, daß das männliche Geschlecht sich bey einer und das weibliche Geschlecht bey der andern Pflanze befindet. Ich weiß, daß ihr jährlich etwas Hanf bauet, und da werdet ihr doch den Fimmel kennen. Sagt mir doch, was der Fimmel ist?

K. Ja, Fimmel ist Fimmel und Hanf ist Hanf.

R. Aber ihr findet doch wohl einen merklichen Unterschied zwischen beyden?

N. Der Fimmel blüht und reift früher und wird eher ausgezogen, als der Hanf.

H. Da wird wohl jener der männliche und dieser der weibliche Hanf seyn?

R. Ganz richtig. Der Fimmel enthält die männlichen Blüthen, in welchen bloß fünf Staubfäden mit vierkantigen Staubbeuteln stehen. Die weibliche Blüthe des Hanfs aber hat zwey Staubwege und einen kleinen Fruchtknoten. Der Hanf ge-

gehört also zu den Gewächsen mit ganz getrennten Geschlechtern.

H. Solche Dinge könnte unser einer von selbst herausbringen, wenn man nur seine Augen recht aufthäte und ein wenig nachdächte. Der Himmel trägt ja niemals Samen, aber wohl der Hanf; daher ziehen wir jenen gleich auf, wenn er abgeblühet hat, und lassen diesen so lange stehen, bis der Same reif geworden ist.

R. Wolltet ihr den männlichen Hanf vor der Blüthe ausreißen, so würde der Same zur Aussaat ganz untauglich seyn. Eben so giebt es bey dem Hopfen Stauden, die keine Fruchtzapfen bekommen, sondern davon die Blüthe abfällt. Dies ist der männliche Hopfen; die weibliche Pflanze bekommt nur solche Zäpfchen, die wir zum Bierbrauen brauchen.

N. Man findet aber in den Hopfengärten selten solche männliche Hopfenstöcke, und dennoch wird der Hopfen gut und kräftig.

R. Ja zum Bierbrauen ist er wohl gut. Wenn man aber den Samen von solchen Hopfenzäpfchen säen wollte, bey welchen kein männlicher Hopfen gestanden hätte, so würde man sich betrügen; denn der Same würde nicht aufgehen, weil er durch den Staub nicht wäre befruchtet worden.

H. Wir haben ja auch nicht nöthig, Hopfen aus dem Samen zu erziehen, da er besser und geschwinder durch Fächser fortgepflanzt wird.

R. Wenn man solchen männlichen Hopfen in Hecken findet, so glaubt man gewöhnlich, dies sey wilder Hopfen und denkt, wenn man ihn verpflanze, daß er zahm werde und Frucht trage; allein aus einer männlichen Staude wird nie eine weibliche werden.

N. Das habe ich erfahren; ich habe von solchem Hopfen Fächser genommen und sie in den Garten verpflanzt, aber es ist nichts daraus geworden.

R. Eben so sind alle Weidenarten, die Esche, die weiße und schwarze Pappel Gewächse mit völlig getrennten Geschlechtern.

H. Giebt es aber auch wohl Gewächse mit halb getrennten Geschlechtern?

R. O ja, sehr viele. Habt ihr wohl auf die Gurken Achtung gegeben, wenn sie blühen?

H. Viele Blüthen sind falsch und es erfolgen keine Gurken darauf. So blühen jetzt meine Gurken fast alle blind, und ich fürchte, daß ich auf vier Beeten kein Mandel Gurken bekomme.

R. Diese sogenannten blinden Blüthen sind männliche, welche bloß Staubfäden mit den Staubbeuteln haben; dagegen haben die weiblichen bloß Staubwege und Fruchtknoten, welche der Ansatz zur Gurke sind. Das ist nun ein Gewächs mit halbgetrennten Geschlechtern, da die Geschlechter zwar getrennt sind, aber doch auf einer Pflanze stehen.

N. Aber wie kommt doch der Blumenstaub von einer Pflanze auf die andere?

R. Der Wind kann ihn von der einen zur andern bringen. Größtentheils aber geschiehet wohl die Befruchtung durch die Bienen. Da diese den Blumenstaub eintragen, um Wachs daraus zu verfertigen, so wälzen sie sich darin herum, und wenn sie denn zu weiblichen Blumen fliegen, um da auch dergleichen Staub zu suchen, so verlieren sie etwas von dem mitgebrachten Staube und befruchten dadurch die Blüthe.

H. Giebt es denn unter den Bäumen auch dergleichen mit halbgetrennten Geschlechtern?

R. Die

R. Die Wallnußbäume sind von dieser Art; denn die langen Würstchen, welche im May an diesen Bäumen hängen, sind die männlichen Blüthen; die weiblichen aber sehen aus wie kleine Wallnüsse, nur daß sie breit gedrückt sind, und oben zur Seite gekrümmte Staubwege haben. Auch die Haselstaude ist halbgetrennten Geschlechts. Die kleinen sogenannten Kätzchen sind die männlichen Blüthen und die kleinen karmoisinrothen Bürstchen, die aus den Knospen hervorragen, die weiblichen. Hieher gehören auch die Eiche, Birke, Roth- und Weißbuche, Erle, Tanne, Fichte und Kiefer.

K. Wie nennt man denn aber die Gewächse, bey welchen, wie Sie uns oben bey der Lilie gezeigt haben, die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge stehen?

R. Diese nennt man Zwitterblüthen, dergleichen alle unsere Obstbäume haben. Wenn ihr eine Kirschblüthe betrachtet, so werdet ihr am Rande herum lauter Staubfäden mit Staubbeuteln antreffen, und in der Mitte den Staubweg mit der Narbe.

K. Was doch das für seltsame Dinge sind, die Sie uns erzählen!

H. Freylich müssen sie uns wohl seltsam vorkommen, da wir noch niemals etwas davon gehört, und auch die Blumen und Blüthen obenhin und nicht aufmerksam betrachtet haben.

N. Giebt es denn noch mehr Verschiedenheiten in Ansehung der Geschlechter?

R. Ja es giebt auch Pflanzen mit vermengten Geschlechtern, wo Zwitterblumen entweder mit männlichen oder weiblichen Blumen allein, oder mit männlichen und weiblichen verbunden sind. So findet man bey dem Maßholder Zwitterblumen und auch bloß männliche auf einem Strauche, bey der

Esche aber auf einigen Bäumen lauter Zwitterblumen und auf andern lauter weibliche Blumen.

H. Wie weislich doch Gott alles in der Natur eingerichtet hat! Glücklich sind unsere Kinder, daß ihnen so herrliche Sachen gesagt und gezeigt werden, und daß sie schon in der frühen Jugend auf die unendliche Macht, Weisheit und Güte Gottes aufmerksam gemacht werden!

IX. Von der richtigen Pflege und Wartung der Pferde.

Wenn man seine Pferde in einem beständigen guten und brauchbaren Stande erhalten will, so kommt dabey alles auf eine richtige Pflege und Wartung an; denn ohne diese ist auch das beste und reichlichste Futter vergebens. Pferde von einerley Güte, die einerley Futter bekommen, gedeihen doch bey einem Knecht weit besser als bey dem andern, wovon die fleißige und und gute Wartung, die ihnen ein Knecht vor dem andern giebt, lediglich der Grund ist. Hieraus folgt, daß es bey den Pferden, nebst einem reichlichen und nahrhaften Futter, hauptsächlich auf eine richtige Wartung ankomme.

Bey der richtigen Pflege und Wartung der Pferde muß man vornehmlich auf folgende Stücke Acht haben.

1) Niemals müssen den Pferden übermäßig große Futter gegeben werden, sondern man muß sie jederzeit mäßig einrichten. Unter allen Hausthieren sind die Pferde die zärtlichsten; man muß daher alle Sorge tragen, daß man ihnen den Appetit nicht durch ein ekelhaftes Futter benehme.

Wird

Wird zu viel Futter auf einmal vorgeschüttet, so daß das Pferd es nicht wenigstens in einer halben Stunde verzehren kann; so wird das Futter durch seinen Wasen warm und ihm verekelt, und es bequemt sich nicht eher wieder zum Fressen, bis ihm ein frisches Futter eingeschüttet worden. Unvernünftige Knechte schütten auf das alte Futter ein frisches; das Pferd genießt etwas davon, tritt aber bald wieder zurück, und man muß das alte Futter nebst dem frischen herauswerfen. Dabey geht viel Futter verloren, und man darf sich nicht wundern, wenn die Pferde auch bey dem reichlichsten Futtermaße doch in schlechten Umständen sind. Ein hinlängliches Futter für ein Stallpferd ist auf vier und zwanzig Stunden an Korn und Häcksel zehn Metzen. Giebt man ihnen davon bey einer jeden Abfütterung fünf kleinere Futter, so darf man nicht befürchten, daß sie sich an solchem mäßigen Futter verekeln und die Hälfte in der Krippe lassen werden.

2) Die Krippen müssen jederzeit rein gehalten und bey jedesmaligem Futtern die Ueberbleibsel des vorigen Futters aus denselben weggeschafft werden. Auch bey dem mäßigsten Futtern fressen die Pferde oft nicht rein aus; das zurückgebliebene bekommt einen sauern Geruch und theilt diesen dem frischen Futter mit; auch verunreinigen oft die Spinnen und anderes Ungeziefer, auch wohl die Hühner, die Krippen: folglich ist es nothwendig, diese bey jedesmaligem Futtern rein auszuwischen und von allem Unrath zu reinigen.

3) Das für die Pferde bestimmte Heu muß ebenfalls richtig angewendet werden. Das Heu ist bestimmt, theils den Pferden mehrern Leib zu geben, theils das Tränken desto unschädlicher zu machen. Es muß also nicht willkürlich verfuttert,

sondern zu einer solchen Zeit vorgelegt werden, wo es diese Absichten erfordern. Die rechte Zeit hiezu ist kurz vor jedesmaligem Tränken und wenn sie erhitzt in den Stall kommen.

4) Sehr viel kommt auf das fleißige und behutsame Tränken der Pferde an. Sie sind von einer vorzüglich hitzigen Natur, und haben daher nicht nur einer öftern Abkühlung nöthig, sondern ihr hitziger Magen gebraucht auch zur Verdauung des Futters einer öftern Abkühlung. Besonders ist das öftere Tränken bey Pferden, die auf Hartfutter stehen, nöthig. Behutsam muß auch bey dem Tränken verfahren werden, weil sonst viel Schade dadurch angerichtet werden kann. Kein Pferd muß bey dem Ausspannen eher zu saufen bekommen, bis es ein Heufutter verzehrt hat, welches besonders auf Reisen sehr genau zu beobachten ist. Das Wasser muß klar und rein, aber nicht von zu harter Natur seyn. Ein weiches Brunnen- oder Fließwasser ist das beste. Das Wasser aus tiefen und kühlen Brunnen muß eine Weile stehen, damit es die Brunnenkälte verliere; sonst kann ein Pferd, auch wenn es wirklich schon abgekühlt ist, sich leicht übersaufen. Diese Vorsicht ist in heißen Sommertagen, auch wenn die Pferde im Stalle stehen, nicht ohne Nutzen. Ein aufmerksamer Landwirth muß daher dahin sehen, daß die Eimer in den Ställen jederzeit mit Wasser angefüllt sind.

5) Ohne fleißiges Striegeln und Putzen kann auch das beste Futter nichts helfen. Das Striegeln und Putzen giebt dem Pferde nicht nur ein gutes äußeres Ansehen, sondern ein beständig rein gehaltenes Pferd gedeihet jederzeit besser und bleibt mehr bey Kräften, als ein anderes, welches mit Staub und Unflath bedeckt ist. Der sich auf die

Haut

Haut anlegende fressende Staub verursacht bey allen Thieren eine unangenehme Empfindung, welche das Gedeihen hindert, wie solches aus der Erfahrung bekannt ist. Bey den Pferden ist der Staub weit fressender, sie schwitzen auch mehr und erzeugen daher mehr Staub, als andere Thiere; das Reinigen ist also bey ihnen um so nöthiger. Es ist nicht genug, daß die Pferde des Morgens vom Staube gereinigt werden, sondern so oft sie getrieben worden sind und noch an demselben Tage wieder angespannt werden sollen, muß die Striegel von fleißigen Knechten gebraucht werden. Faule Knechte pflegen oft, um dem Herrn ein Blendwerk vorzumachen, bey dem zweyten Anspannen die Pferde nur bloß mit einem nassen Lappen zu überwischen, wornach sie in der ersten halben Stunde glänzend aussehen, als wenn sie ordentlich mit der Striegel geputzt wären; ein aufmerksamer Landwirth aber kann dies auf mancherley Art bald entdecken.

6) **Eine vernünftige Einrichtung der Arbeiten, sowohl zu Hause, als auch auf Reisen, trägt zum Wohlstande der Pferde auch viel bey.** Die Pferde können nicht besser geschont und im guten Stande erhalten werden, als wenn die Arbeiten, die sie täglich verrichten müssen, zur rechten Tageszeit geschehen. Eine Hauptregel ist, daß man in den Sommertagen die Pferde in den kühlen Frühstunden arbeiten, in der Hitze aber ruhen lasse, weil sie in einer heißen Stunde durch die Arbeit mehr abgemattet werden, als in zwey kühlen Stunden geschiehet. Eine zweyte Regel ist, daß die Pferde, wenn sie gedeihen sollen, des Abends zu rechter Zeit in den Stall kommen müssen, damit sie vor einbrechender Nacht gehörig abgefüttert wer-

den können. Das Abendfutter schmeckt den Pferden am besten und bringt ihnen das meiste Gedeihen. Begreiflich ist es, daß, wenn die Pferde erst gegen neun Uhr in den Stall kommen, sie vor anbrechender Nacht nicht mehr recht abgefüttert werden können, woraus nichts als Unordnung für Menschen und Vieh entstehet. Auf Reisen ist die Beobachtung dieser Regeln von vorzüglichem Nutzen. Hat man gleich in den Wintertagen von übermäßiger Hitze so wenig, als von dem Ungeziefer für die Pferde etwas zu befürchten; so sind doch in Ansehung der Arbeiten solche Maßregeln zu nehmen, daß theils in der Arbeit nichts verloren, theils auch die Pferde in der Wartung nicht verkürzt werden. Gewöhnlich spannt man im Winter bey den Hausarbeiten erst des Morgens um acht Uhr an und arbeitet bis eilf, Nachmittags aber von zwey bis fünf Uhr. Bey dieser Einrichtung wird viel Zeit mit An- und Ausspannen verloren, und die Pferde haben dabey doch keine rechte Ruhe. Besser ist es daher, daß man in den kurzen Wintertagen nur einmal, und zwar des Morgens um acht Uhr, anspannt und um drey Uhr wieder ausspannt; denn ein Pferd kann bey der Winterwitterung ohne Bedenken sechs bis sieben Stunden hinter einander arbeiten. So ist es auch auf Reisen im Winter besser, die Pferde einen Weg von vier bis sechs Meilen in einem Futter thun zu lassen, als sie durch eine unterwegens vorgenommene Fütterung in die Gefahr des Nachtreisens zu setzen.

7) Verschiedene kleine anzubringende Nebenvortheile, als junge Disteln, Nesselsamen, Leinkuchen können das Aufnehmen der Pferde auch sehr befördern. Wie die Pferde nach den jungen Disteln zunehmen und muthig werden, kann

man

man recht zusehens bemerken. Ihr äußeres gutes Ansehen wird durch eine glänzende Farbe vermehrt und zeugt zugleich von ihrem innern guten Zustande. Es wird einem Landwirth nicht gereuen, wenn er durch ein paar alte Weiber oder durch Kinder die Disteln auf den Aeckern ausstechen und den Knechten in den Stall liefern läßt. Die Dänen wissen durch ein geringes Mittel ihren Pferden Feistigkeit und ein gutes Ansehen zu geben. Sie sammeln den Samen von den Brennnesseln, trocknen und pülvern ihn, und geben von diesem Pulver den Pferden unter ihrem Morgen- und Abendfutter eine Handvoll, wornach sie nicht nur viel Fleisch ansetzen, sondern auch ein kurzes glänzendes Haar bekommen. Die Leinkuchen haben nicht nur eine nährende Kraft, sondern sind auch im Kropfe und Drüsen ein sehr erleichterndes Mittel. Man wirft etwa einen halben Leinkuchen in die Tränkeimer, und läßt die Pferde davon trinken. Ein Leinkuchen ist auf ein paar Pferde wohl auf acht Tage hinreichend. Auch thut es gut, wenn man das trockne Futter mit solchem Leinkuchenwasser besprengt. In Ermangelung der Leinkuchen kann man auch die Oelkuchen von ausgepreßten Raps- oder Rübesamen nehmen. Der Waid ist mit den Leinkuchen von gleicher Wirkung, wenn er noch in den Ballen ist. Man bindet etwa ein Pfund davon in ein Säckchen, wirft es in einen Tränkeimer und läßt die Pferde, so lange es nöthig ist, davon saufen. Der Abgang des Kropfes wird dadurch merklich befördert.

8) Eine gute und öfters frische Streu ist für alle, besonders aber ermüdete Ackerpferde, sehr heilsam. Ein jedes Pferd, besonders aber dasjenige, welches durch schwere Arbeit oder vieles Laufen ermüdet worden, will des Nachts eine bequeme

Ruhe genießen, weil die erschöpften Kräfte nicht bloß durch das Futter, sondern auch durch die Ruhe wieder ersetzt werden. Gewöhnlich bindet man die einmal gemachte Streu des Morgens wieder auf, streuet sie des Abends wieder unter, und fährt damit so lange fort, bis sie zu einem Mistklumpen geworden ist. Die Pferde als besonders reinliche Thiere legen sich entweder gar nicht, oder thun es doch mit Widerwillen. Man gebe ihnen daher alle Abend eine frische Streu, lasse sie den ganzen Tag hindurch liegen, und werfe sie erst den folgenden Abend auf den Misthaufen. Auf diese Art bekommen die Pferde täglich ein frisches Lager, und der Mist wird auch dadurch ansehnlich vermehret.

9) Der Hufbeschlag muß richtig besorgt werden. Die Unterlassung dieser Vorsorge zieht mancherley Zufälle bey den Pferden nach sich, wodurch öfters viele Versäumniß in der Wirthschaft entstehet. Manche Wirthe halten das Beschlagen der Wirthschaftspferde nicht für nöthig, ja wohl gar für schädlich, weil die beschlagenen Pferde weit eher steif würden. Allenfalls ist es bey den kleinen Pferden, welche von jeher des Barfußgehens gewohnt sind, und nur ganz kurz über der Erde gleichsam wegschleichen, nicht nöthig; aber bey großen und starken Pferden ist es allerdings nothwendig, denn wenn sie weiche Hufe haben, so hinken sie, sobald sie nur einen unsachten Tritt thun, und wenn sie spröde Hufe haben, so läuft man Gefahr, daß sie aufspringen, oder wohl gar ganze Stücken davon abbrechen. Beydes kann durch einen guten und richtigen Beschlag verhindert werden. Da aber bekannt ist, daß unerfahrne Schmiede viel Unheil beym Beschlagen anrichten, indem sie die Pferde bald vernageln, bald zu tief auswirken, so nehme

man

man dazu nur einen Schmied, dessen Geschicklichkeit in diesem Stücke bekannt ist.

10) Die Erhaltung der Pferde hängt auch gar sehr von gesunden und bequemen Ställen ab. Ein tüchtiger und bequemer Pferdestall muß im Winter warm gehalten, im Sommer aber kühl und lustig seyn. Ein gemauerter Pferdestall ist freylich im Winter und Sommer der beste; doch kann auch ein Stall mit ausgemauerten oder doppelt verkleideten Wänden im Winter die nöthige Wärme verschaffen. Im Sommer können die Ställe durch wohl angebrachte Luken kühl erhalten werden. Auch müssen sie eine solche Lage haben, daß die heiße Mittagssonne nicht auf die Thüren falle, weil dadurch die Hitze des Stalls verdoppelt und zugleich eine Menge Ungeziefer herbeygelockt wird. Der Stall muß gut ausgebohlt seyn, weil das Stehen und Liegen der Pferde auf der bloßen Erde ihnen nachtheilig ist. Auch ist eine richtige Abtheilung des Raums für ein jedes Gespann nöthig, weil die nicht zusammen gewohnten Pferde sich oft beißen und schlagen, auch die Knechte sich bey der Fütterung leicht zu nahe kommen.

X. Warnung vor den kleinen Bürstchen unter den Linsen.

Die kleinen Bürstchen, die man unter den Linsen, am häufigsten unter dem Buchweizen findet, sind der Same von der blauen Kornblume (Centaurea Cyanus L.). Ein jeder kennet diese Bürstchen, aber es ist nicht so bekannt, daß sie der Gesundheit schädlich sind. Ein junger Gelehrter, der auf dem

Lande in Kondition stand, befand sich allezeit nach Tische sehr übel, wenn Linsen waren gegessen worden, und bekam heftige Leibschmerzen. Als er wieder von Linsen hörte, ließ er sie sich vor dem Kochen zeigen, und er fand viele von diesen kleinen Bürstchen darunter. Dies machte ihn aufmerksam. Er sammelte eine Handvoll von diesen Bürstchen, kochte sie mit Wasser ab, that etwas Butter dazu, und gab die Brühe einem jungen Hunde zu saufen. Nach einer Viertelstunde bekam der Hund Konvulsionen, ward von Zeit zu Zeit immer elender, so daß man befürchtete, er möchte toll werden, und ihn nach vier Stunden todtschlagen mußte. Diese Geschichte beweiset offenbar, daß die Bürstchen, wenn sie in Menge mitgekocht und aufgelöset werden, der Gesundheit schädlich sind. In vielen Häusern müssen die Kinder in den Winterabenden Linsen verlesen. Sie suchen gewöhnlich diese Bürstchen zum Spiel aus. Da aber viele Kinder die Gewohnheit haben, alles, womit sie spielen, in den Mund zu nehmen oder zu kauen, so kann ihnen dies schon schädlich werden, und wer weiß, wovon manche Kinder Krankheiten bekommen. Auf dem Lande wird es mit dem Verlesen der Linsen so genau nicht genommen, die Leute bekommen also allemal, wenn viele Bürstchen mit darunter gekocht werden, etwas schädliches mit. Man hat also Ursache, bey dem Verlesen der Linsen mehrere Sorgfalt anzuwenden.

XI. Eine vorgegebene Hexerey bringt ein gutes Mädchen in das Grab.

Als ich Hauslehrer war, hatte ich ein dreyzehnjähriges Mädchen mit im Unterricht. Dies Kind, das älteste meiner Untergebenen, hatte eine vortreffliche Gemüthsart, war gesetzt, freundlich, faßte und begriff leicht, und machte mir viel Freude. Ich war von Ostern bis Johannis ihr Lehrer, denn um die Zeit wurde diese gute Schülerin auf einmal in der rechten Hüfte lahm. Die Mutter, die mehr Vorurtheile als Wahrheiten im Kopfe hatte, sprach gleich von Hexerey; und da es in dem Dorfe eine Person gab, die nicht nur den Arzt machte, sondern die auch vor alles etwas wissen sollte, so wurde diese gebraucht, um dem guten Mädchen zu helfen. Täglich wurde dasselbe zweymal geräuchert. Der Vater ließ sich diese Narrheit gefallen, und ob es gleich mit dem Kinde immer schlimmer wurde, und es sich an der Krücke unter dem Arm forthalf; so zog er doch keinen vernünftigen Wundarzt zu Rathe.

Eine Reise, die ich mit dem Vater nach einer benachbarten Stadt machte, gab mir Gelegenheit, ernstlich mit ihm von den Umständen der Tochter zu sprechen. Noch jetzt suchte er sich damit durchzuhelfen, daß er zu dem Stadtchirurgus kein Vertrauen habe. Mir zur Freude fand ich daselbst einen Stabschirurgus, den ich kannte, und welcher drey Meilen von meinem damaligen Aufenthaltsorte wohnte. Hier brachte ich den Vater dahin, daß er durch mich den Arzt ersuchen ließ, mit uns zu reisen. Es geschahe, und er fand, daß sich eine Menge Materie festgesetzt hatte, daß diese müsse weggeschafft werden, daß es aber nöthig sey, ihm

das

das Mädchen zur Kur nach seinem Wohnort zu bringen. Mit einer Wärterin wurde die Leidende erst nach Michaelis hingebracht, da sich das Uebel schon um Johannis merkbar gemacht und nun eingewurzelt war.

Gegen Weihnachten gab ich meine Kondition auf, kam aber der Patientin näher, und hatte öfters Gelegenheit sie zu besuchen. Jedesmal fand ich sie schlechter. Es war zu spät für sie vernünftig gesorgt worden: der Hüftknochen war angegriffen und endlich konnte sie nicht mehr aus dem Bette.

Und nun Väter! Mütter! leset und nehmt es zu Herzen! noch jetzt durchdringt mich Wehmuth wieder, da ich das, was dieses gute Mädchen mir vor ihrem Tode sagte, niederschreiben will. Im Sommer, ein Jahr nachher, da sie anfing lahm zu werden, saß ich des Nachmittags vor ihrem Bette. Sie freuete sich über meine Gegenwart, und da wir allein waren, reichte sie mir freundlich die Hand und sagte: Ich sterbe, das weiß ich wohl; für mich ist keine Hülfe. Daß ich behext bin, habe ich so wenig wie Sie geglaubt. Ich weiß, daß Sie schweigen werden: glaubte ich das nicht, so nähme ich die Sache mit ins Grab. — Ach! wie sie mir die Hand drückte und so fest hielt! — Nun Sie sollen es wissen, denn Sie kennen ja die Fehler meiner Mutter. Aber nichts, nichts gesagt, denn Sie wissen auch, daß mein Vater ein hitziger Mann ist. Ich kam im vorigen Sommer die Treppe, welche nach der Küche geht, herauf, und meine Mutter mir entgegen. Sie stieß mich zurück, warum? weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß sie mich gewaltig mit dem Pantoffelhacken auf die Stelle gestoßen hat, wo der Schaden ist, und ich konnte nicht die Treppe heraufgehen. Sie weiß ihren Fehler

wohl

wohl, denn ich habe sie daran erinnert; aber sie bestand immer auf Hexerey und sprach von bösen Leuten. So habe ich nun ein ganzes Jahr viel ausgestanden und werde nun wohl bald sterben. Wie Gott will.

Ich fing bey dieser Aussage an zu weinen, und das gutmüthige Mädchen sprach es mit Mannesfestigkeit. Die mir bekannte Neigung ihrer Mutter zum Trunk, die Gelassenheit dieses Mädchens, ihr Entferntseyn der strafbaren Mutter Verdruß zu machen, ihr Auge und ihre Rede: ich sterbe, das wirkte alles zugleich auf mich.

Die Herzensgute starb, und da ihre Eltern auch todt sind, so kann ich diesen traurigen Fall auch wohl bekannt machen. Möchte er doch auch dadurch nützlich werden, daß Väter und Mütter vom Aberglauben an Hexerey abließen, daß Väter und Mütter, die einer aufbrausenden Hitze und dem Trunk ergeben sind, diese Fehler ablegten, denn unter tausend Kindern dürfte es wohl schwerlich eins geben, das so gutmüthig und verschwiegen wäre, wie das leidende und zum Tode bereitete Hannchen.

Schröder.

XII. Ein Mittel, daß die Säue nicht rauschen.

Wenn eine Sau nach dem Naturtriebe sich mit dem Eber, (Beier, Kempen) abgiebt, um zum Ferkeln bezogen zu werden, so nennt man das: rauschen. Will man eine Sau endlich zur Mast füttern, so muß ihr der Naturtrieb benommen werden, und das geschiehet durch das Schneiden.

Aber

Aber nicht zu gedenken, daß der Schnitt nicht selten schlecht verrichtet, und alsdann eine Mastsau, ehe man es sich versiehet, trächtig wird, so geräth man damit auf dem Lande nicht selten in Verlegenheit. Denn wenn der Schweinschneider auch zweymal im Jahre kommt, so kann die Sau entweder Ferkel haben, oder trächtig seyn, weil sie bey guter Fütterung in den ersten Wochen nach dem Ferkeln schon wieder rauscht. Sie dem Schweinschneider zuzuschicken, der wohl einige Meilen entfernt wohnen kann, ist beschwerlich und auch gefährlich.

Wenn es also Mittel giebt, wodurch der Naturtrieb also unterdrückt wird, daß die zur Mast bestimmte Sau nicht zum Rauschen kommt, so kann die Bekanntmachung derselben nützlich werden. Hier ist ein solches erprobtes Mittel.

Man legt eine aufgetrockuete Aalhaut in die Trinktonne, aus welcher der Spühlicht zum Futter mit genommen wird, rührt ihn bey jeder Fütterung um, und bleibt dabey solange, als die Sau gemästet wird. Nachher nimmt man die Aalhaut heraus, trocknet sie wieder auf und bewahrt sie zum künftigen Gebrauch auf.

Vor zwölf Jahren wurde mir dies Mittel von einer Landwirthin bekannt gemacht, und es hat jedesmal das Rauschen verhindert, wenn ich davon Gebrauch gemacht habe. Doch wollte ich wohl rathen, daß man eine Haut nur zweymal gebrauchen möchte. Denn vor einigen Jahren gab ich einer Bauerfrau eine schon zweymal gebrauchte Aalhaut, und da hatte dieselbe das Rauschen der Sau nicht verhindert, weil sie vermuthlich zu kraftlos geworden war.

Schröder.

XIII. Mittel, jemandem das übermäßige Trinken abzugewöhnen.

Der übermäßige Gebrauch des Branntweins und der Liqueurs verdirbt, wenn man es auch nicht bis zur Trunkenheit kommen läßt, den Magen. Der Säufer verliert den Appetit, er kann wenig essen; der Magen schrumpft zusammen, und es kommt endlich dahin, daß er keine Speisen mehr annimmt, und daß der Säufer zuletzt vom Branntwein leben muß.

Sehr selten sind die Beyspiele, daß Säufer lange leben; die meisten richten sich in den besten Jahren zu Grunde, werden kupfericht, schwach, gelähmt, bekommen das Zittern in den Gliedern und sterben an der Wassersucht oder Auszehrung. Wollen sie die üble Gewohnheit abschaffen, so wird ihnen ihr Zustand unausstehlich. Gleichwohl ist es nothwendig, und man erleichtert es ihnen auf folgende Weise. Man gebe ihnen Vormittags und gegen Abend ein jedesmal einen bis zwey Eßlöffel voll von der Fieberrindenessenz oder von einem bittern Kräuterwein, und außerdem zweymal des Tages zwanzig bis dreyßig Tropfen Vitriolelixier in Wasser. Dies muß eine Zeitlang fortgesetzt werden, und dabey kann man oft ein wenig Rhabarber geben, doch so, daß es kein Purgieren verursacht. Außerdem sind bittere und gewürzhafte nicht spirituöse Dinge solchen Personen zur Wiederherstellung beförderlich. Sie können Morgens nüchtern und Abends bey dem Schlafengehen einen gehäuften Theelöffel voll von folgender Latwerge mit einer halben Tasse voll Wasser nehmen. Man nimmt Pomeranzenschalenkonserve acht Loth, ein-

gemachten Ingwer drey Loth, Kaskarill oder Walterische Rinde zwey Loth, pulverisirt es und macht daraus mit genugsamen Pomeranzenschalensyrop eine Latwerge. Hiermit und mit den obigen Mitteln muß eine lange Zeit fortgefahren werden.

XIV. Vom Nutzen der Jerusalemsartischocke.

(Zu Num. IX. des Decembers 1799.)

In dem Reichsanzeiger vom Jahre 1799 Num. 163 lieset man einen Aufsatz über den Runkelrübensyrop vom Herrn Riem und in einer Note folgendes: Man hat nun noch eine gute Zuckerfrucht an den Erdäpfeln (Helianthus tuberosus L.) gefunden, die den süßesten und meisten Syrop, folglich auch den meisten Zucker geben, wie uns Braunschweiger Nachrichten und Rumpf in seiner Schrift: Deutschlands Goldgrube, zeigen. Hiervon hat man zwar bey uns noch keine Versuche gemacht, es darf aber hieran schon um deswillen nicht gezweifelt werden, weil ich unter der grünen Schelfe der Stengel eben gedachter Frucht einen reinen Zuckersaft gekostet habe. Das aber wird noch auszumachen seyn, ob die Wurzeln sogleich aus der frischen Erde genommen den besten Zuckersaft geben, oder ob sie nicht erst hierzu am tauglichsten sind, wenn sie eine Zeitlang außer der Erde in Kammern, in Sandgruben, oder in Kellern gelegen haben. Letzteres ist wohl am wahrscheinlichsten, da von allen Wurzeln bekannt ist, daß der Zuckersaft sich erst vorzüglich in ihnen erzeuget, nachdem sie aus der Erde genommen worden, und eine Zeitlang in Gruben oder Kellern aufbewahrt gewe-

gewesen. Vom December an bis Ende Aprils enthalten sie den mehresten Zuckersaft.

XV. Vorbeugungsmittel wider die Viehseuche.

Ein gutes Mittel, die Krankheiten des Rindviehes zu verhüten, und auch der Viehseuche vorzubeugen, ist folgendes. Man nimmt die so genannten Holzäpfel oder die Früchte des wilden Apfelbaums, entweder grün und frisch oder an der Luft getrocknet, je nachdem es die Jahrszeit mit sich bringt, stampft sie klein und giebt sie dem Viehe allein oder mit anderm Futter vermengt. Man kann sie auch mit dem Getränke des Viehes anbrühen, oder in kaltem Wasser weichen und ausziehen lassen, und auf diese Art dem Viehe ein angenehm schmeckendes und der Fäulniß widerstehendes Getränke bereiten. Die Wirksamkeit dieses Mittels wird um ein Großes vermehrt, wenn man Gelegenheit hat, das Vieh täglich durch Flußwasser zu treiben und zu baden, oder wo das nicht seyn kann, wenn man es mit frischem Wasser begießt, oder mit einem Schwamm und kaltem Wasser fleißig abwäscht; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Gegenden, wo das Vieh bey dem Ein- und Austreiben durch das Wasser schwimmen muß, von der Seuche verschont geblieben sind.

Die Haupteigenschaften der Holzäpfel sind, daß sie vermöge ihrer Säure, welche eine von der Natur selbst zubereitete und also unverfälschte Essigsäure ist, den Durst löschen, daß sie der Ursache der Entzündung und der Fäulniß widerstehen und besonders der ranzigen, gallichten, austrocknenden Schärfe ent-

gegen sind, und die daraus entstehenden höchst nachtheiligen und gefährlichen Wirkungen und Folgen verhindern. Dieser vortrefflichen Eigenschaften wegen werden auch die Holzäpfel von der ärmern Menschenklasse in entzündlichen und faulartigen Fiebern, in hitzigen und gallichten Krankheiten als ein abgekochter Trank, oder auch getrocknet und als Zugemüse gekocht, mit dem größten Nutzen gebraucht; daher sie auch in dieser Absicht von den Landleuten an Fäden gereihet und in der Luft getrocknet werden.

Dies Mittel hat vor allen zur Vorbeugung der Viehseuche vorgeschlagenen Mitteln den Vorzug, daß es das einfachste und der Natur angemessenste ist, daß es allezeit vorräthig bey der Hand und unverfälscht zu haben seyn kann, daß es gar nicht kostbar und ein wahres Nahrungsmittel ist, das aber zugleich als Vorbauungsmittel mit dem besten Erfolge gebraucht werden kann. Man sollte also billig auf die Anpflanzung der wilden Apfelbäume bedacht seyn, und da diese Aepfel für das zahme und wilde Vieh die angenehmste und gesundeste Nahrung sind, ganze Plätze damit bepflanzen; zumal da dieser Baum auch ein sehr gutes Holz giebt.

XVI. Mittel, die Heimchen zu vertreiben.

Die Heimchen, Hausgrillen, sind ein kleines fliegendes, schwarzes oder braunes Insekt, welches seines springenden Fluges halber für eine Art von Heuschrecken gehalten wird. Es giebt Feldgrillen und Hausgrillen. Jene halten sich im Felde im dürren Erdreiche auf, diese aber in den Häusern,

und zwar, weil sie die Wärme lieben, um die Oefen und Heerde. Sie vermehren sich sehr und sind nicht nur durch ihr verdrießliches Schirpen, sondern auch dadurch beschwerlich, daß sie Abends bey angezündetem Lichte herumschwärmen und unversehens in Speisen und Getränke fallen. Man sucht sie auf verschiedene Art zu vertreiben und zu vertilgen. Man legt an die Stellen, wo sie sich am liebsten aufhalten, einige Büschel Erbsenstroh, welches sie vorzüglich lieben, um darin zu nisten. Wenn man nun glaubt, daß ihrer genug darin stecken, so nimmt man das Stroh geschwind weg und verbrennt es, oder schafft es hinaus in die Kälte oder in den Schnee, wo sie bald erfrieren.

Oder: man nehme Abends ein Kohlenbecken voll glühender Kohlen und werfe frische Blätter und Zweige vom Hollunder oder Flieder darauf, welches einen gewaltigen Dampf giebt, der sich in die Ritzen ziehet. Am andern Morgen liegen die meisten Heimchen todt herum, andere kriechen matt an den Wänden, daß man sie greifen kann. Nach einigen Wiederholungen wird man von ihnen ganz befreyet seyn.

Oder: man nimmt gekochte Erbsen, mischt gedämpftes Queckſilber darunter, rührt es wohl durch einander zu einem Brey und streicht es in die Ritzen, in welchen sich die Heimchen aufhalten. So bald sie davon genießen, müssen sie sterben. Auch kann man kochendes Wasser zu wiederholten malen in die Ritzen gießen, wodurch sie ebenfalls ausgerottet werden.

XVII. Wider den Brand und andere schädliche Wunden der Bäume.

Die wenige Achtung, welche man in den nördlichen Gegenden von Deutschland gegen die Bäume beweiset, die große Sorglosigkeit um die Erziehung und Anpflanzung derselben in den Gärten, die geringe Aufsicht und Pflege, deren man sie zu ihrer Erhaltung und Forthülfe würdiget, der kaltblütige Muthwille, womit man sie sogar vorsetzlich, besonders an den Landstraßen und auf öffentlichen Plätzen beschädigt und verstümmelt, die Gleichgültigkeit endlich, mit welcher man solchem Muthwillen zusiehet, ist ein wirklich schauderhafter Beweis theils von einem hohen Grade von Rohheit und Verwilderung des Gemüths, theils von einem großen Mangel der Einsicht und des Nachdenkens, welcher den Bewohnern dieser Gegenden durchaus nicht zur Ehre gereicht. Desto mehr Achtung verdienen dagegen aber diejenigen unter unsern Landleuten, besonders auf dem platten Lande, welche sich durch Fleiß, Sorgfalt und Geschicklichkeit in Zuzucht, Anpflanzung und Unterhaltung von Obst- und andern Bäumen auszeichnen. Diesen, die da wohl wissen, daß ein Baum, ob er gleich von Beschädigungen und Verwundungen keine Empfindung hat, dennoch in seinem Fortkommen und Wachsthum dadurch aufgehalten, an seiner Fruchtbarkeit gehindert, und dem frühen Absterben schnell entgegen geführt wird, hoffen wir einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen aus den Annalen der Gärtnerey 3tes Stück 1796 ein Mittel mittheilen, welches der Gärtner Jakob Schleicher in Berlin

als

als ein Geheimniß besessen hat, und welches über alle Erwartung wirksam befunden worden ist.

Die Bäume bekommen öfters den Zufall, daß sie an einzelnen Stellen des Stamms oder der Aeste absterben, da sich die Rinde loslöset, das Holz von Luft, Regen und Sonne angegriffen wird und in Fäulniß übergehet. Man nennt diese Krankheit den Brand, weil sie mit dem Brande bey Menschen große Aehnlichkeit hat, unter andern diejenige, daß dieses Verderben, wenn man ihm nicht in Zeiten vorbeugt, um sich greift und den Tod des Baums befördert. Zu derselben können mancherley Ursachen die Veranlassung geben. Die häufigsten sind Verletzung der Rinde durch Quetschungen, Schnitt, Thierfraß. Am gefährlichsten sind die Verletzungen der Wurzel durch unbehutsames Graben und durch das Benagen der Mäuse. Nothwendig muß es den Bäumen an der nöthigen gesunden Nahrung mangeln, wenn eine Hauptwurzel krank ist: es müssen Stockungen in den Saftröhren entstehen, und da der Saft zwischen der Rinde und dem Holze in die Höhe steigt, so wird die Rinde an dem Orte, wo eine solche Stockung ist, verdorren und sich ablösen und damit den Anfang des Brandes machen.

Man muß in Zeiten bedacht seyn, diese Krankheit zu kuriren, ehe sie unheilbar wird. Man schneidet zuvörderst den Brand, das heißt das trocken gewordene Holz, rein heraus, bis man auf frisches Holz kommt, entfernt davon die Gewürme, welche sich gern an solchen kranken Stellen einnisten und bestreicht die Wunde meist einen Viertel Zoll dick mit folgender Salbe.

Man vermischt einen Scheffel Lehm mit einem Viertel frischen Kalk und eben so viel frischen Kuhmist, arbeitet es wohl durch einander zu einer Masse,

in welcher sich keine Partikel mehr von der andern unterscheiden läßt. Während des Umrührens wird Wasser zugegossen, damit der Kalk gelöscht werde. Man muß nicht mehr auf einmal machen, als man binnen drey oder vier Tagen zu verbrauchen gedenkt. Zugleich bereitet man eine andere Mixtur. Man setzt vier Loth weißen Terpentin in einem reinen Gefäße in die Nähe eines Feuers, so daß es flüssig werden kann. Dann gießt man destillirtes Kienöl, Eyeröl, Durchwachsöl und fein gestoßenes Kolophonium, von jedem ein Loth hinzu, und rührt es wohl durch einander. Von dieser Mischung wird unter beständigem Umrühren zu jener Masse so viel eingemischt, bis sie davon schlüpfrig und glänzend wird. Was von der Terpentinmixtur übrig bleibt, kann man zum künftigen Gebrauch aufheben.

Diese Salbe heilt nicht nur den Brandschaden vollkommen, sondern sie verhütet auch, wenn man sie bey frischen Wunden, z. B. bey Absägung eines Astes, gleich anwendet, alles Verderben und bewirkt vollkommene Heilung. Sie braucht auch nicht mit Lappen bedeckt zu werden, da sie selbst dem Regen widerstehet. Will man sie bey Brüchen anwenden, so muß zuvor alles faserichte glatt abgeschnitten werden.

Da bey jeder Veredelung eines Baums durch Pfropfen, Okuliren, Verwundungen der jungen Stämme unvermeidlich sind, und diese Anlagen zum Brande enthalten, die sich mit der Zeit entwikkeln und bey entstehenden Gelegenheitsursachen das Absterben des Baums bewirken, so kann man diesem Uebel zuvorkommen, daß man bey der Veredelung von folgendem

Baumwachs

Gebrauch macht, welches also verfertigt wird.

Man

Man zerläßt vier Loth reines Wachs (das weiße ist am besten) und ein halbes Quentchen ungesalzenes Schweinefett in einem reinen Geschirre bey gelindem Feuer, gießt fünf Quentchen frischen Terpentin, welcher zuvor etwas ist erwärmt worden, und ein Quentchen destillirtes Kienöl unter beständigem Umrühren der Masse hinzu, läßt alles noch einige Zeit am Feuer, damit es sich recht vermischen könne und gießt denn alles in eine Schachtel.

Dieses Baumwachs hat den Vortheil, daß es sich besser behandeln läßt, und nicht so sehr an den Fingern klebt, als das gewöhnliche, und auch von den Bienen nicht angegriffen wird. Hält man es bey dem Pfropfen über einer Kohlpfanne flüssig, so läßt es sich mit einem Borstpinsel aufstreichen, dringt mehr in die feinen Fugen und Ritzen ein, und reicht viel weiter bey gleicher Wirkung.